

Nicolaus Sombart

Der Kaiser und seine Kritiker

Gedanken zur Problematik der Beurteilung Wilhelm I.*

Joh. 11, 49-53

I.

Es gibt keinen Herrscher der neueren Geschichte, der so streng beurteilt wurde und dem so viel Unrecht geschehen ist. Der letzte deutsche Historiker, der sich an eine Biographie des Kaisers herangewagt hat, Goetz, schrieb 1954: »Die bisherige Geschichtsschreibung über Persönlichkeit und Regierung Wilhelm II. befindet sich in einer überaus zwiespältigen Lage: wir sind von einer einheitlichen Beurteilung des Kaisers weit entfernt«. Und noch 1982 beklagt sich Sebastian Haffner darüber, daß es schwer sei, »dem Kaiser seinen historischen Rang zuzuweisen«.

Wir haben es offenbar mit einer doppelten Schwierigkeit zu tun: der Beurteilung der enigmatischen Persönlichkeit Wilhelms II. einerseits, der Beurteilung des Kaisers als historische Figur, im Kontext der deutschen Geschichte, andererseits.

Das Interesse an einer angemessenen Beurteilung des Kaisers geht weit über das Fachinteresse der Historiker hinaus. Es handelt sich immerhin um den Mann, der dreißig Jahre lang (1888-1918) an der Spitze des Deutschen Reiches gestanden hat. Die Epoche, die seinen Namen trägt, ist sicher die wichtigste der neueren deutschen Geschichte. In ihr ist das moderne Deutschland entstanden. Wir sind auch heute noch entscheidend von ihr geprägt. Die Weimarer Republik, das Dritte Reich, sind ohne Rückbezug auf das Wilhelminische Deutschland überhaupt nicht zu begreifen.

Tatsächlich ist das Problem der Beurteilung des Kaisers selber ein Teil der deutschen Geschichte. Sie hängt aufs engste mit der Vorstellung, die sich die aufeinanderfolgenden Generationen bis heute von ihr gemacht haben, zusammen.

* Stark gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten im Wissenschaftskolleg zu Berlin, am 13. April 1983. Vergl. auch: Sombart, N., »Der letzte Kaiser war so, wie die Deutschen waren«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. Januar 1979. Sombart, N., »Ich sage untergehen«, in *Merkur*, Juni 1980, S. 542-554. Kaiser Wilhelm II.: New Interpretations, edited by John C. G. Röhl and Nicolaus Sombart, Cambridge University Press, 1982.

Beide - diese neue, neueste deutsche Geschichte und die Geschichte der Beurteilung Wilhelms II. - nehmen ihren Ausgangspunkt in dem »act fondateur« unserer Geschichte, der Reichsgründung; und ihre absolute Referenz, der Fluchtpunkt jeder Perspektive, jedes Urteils, ist die Figur des Begründers des Zweiten Deutschen Reiches: Bismarck.

Um es gleich zu sagen: Man kann heute nicht, man konnte nie über den »historischen Rang Wilhelm II.« sprechen, ohne auch über die Bedeutung Bismarcks ein Urteil zu haben. Die Beurteilung Wilhelm II. steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage nach Sinn und Rechtfertigung der Bismarckschen Reichsgründung. Die Frage »War alles falsch?«, die mit Bezug auf den Kaiser immer wieder gestellt wird, hier ist sie am Platze.

Vom Anfang seiner Regierung an, sicher aber seit der Entlassung Bismarcks, ist der Kaiser ein Skandalon, »eine Anstoß erregende Sache«. Ein Jüngling übernimmt die Verantwortung für die Geschichte des eben gegründeten Reiches, das seit kaum zwanzig Jahren bestand. Seine erste große Tat: er liquidiert den Reichsgründer.

Der Kaiser erscheint sofort als ein »Phänomen«, ein Faszinosum. Das Phänomen ist ambivalent und spiegelt sich in der Ambivalenz der Urteile. Man ist begeistert und erschreckt. Hoffnungen werden geweckt und Ängste aktualisiert. Man glaubt, vor unerklärlichen Widersprüchen zu stehen. Zustimmung und Ablehnung sind in demselben Munde. Liegt diese Widersprüchlichkeit in der Komplexität des Phänomens - oder in der Perplexität der Beurteiler? Wollen sie ihn so, wie er ist, oder wollen sie ihn so nicht? Sehen sie ihn so, wie er ist, oder projizieren sie?

Es erweist sich, daß im Laufe der Jahre in der Beurteilung des Kaisers der Akzent immer stärker auf die negativen Aspekte des (ambivalenten) Phänomens gesetzt wird. Es entsteht ein ausgesprochener Anti-Kaiser-Effekt.

Nicht so sehr »im Volk«, das fasziniert ist, sondern in der politischen Klasse, die unmittelbar >betroffen< ist, in Parlament, Hof, Presse, Verwaltung - in der politisch interessierten Öffentlichkeit. »Kritik« am Kaiser ist Mode. Es ist eine Form von »Systemkritik«, die über die rein politische Opposition hinausgeht. In der Fixierung auf den Kaiser macht sich ohne jede politische Zielrichtung ein generelles Malaise Luft. Es scheint nicht mehr möglich, über den Kaiser ohne Gereiztheit, ohne eine gewisse Gehässigkeit zu sprechen.

Wir haben es offensichtlich im Verhältnis der »Elite« zu diesem Mann mit einer qualifizierten Beziehungsstörung zu tun. Welches sind ihre »Beurteilungskriterien«, welches ihre »Motive«, die bewußten und die unbewußten? Das zu erklären ist unsere Aufgabe.

Es bildet sich so etwas wie ein Kartell der Kaiserkritik, eine Gemeinschaft der »Unzufriedenen«. Ihr Credo läßt sich auf einen einfachen Nenner bringen: »Der Kaiser macht alles falsch«.

Die Kritik an seinem Regierungsstil, an seinem Auftreten, an seinen Charaktereigenschaften ist noch das Geringste: Er ist unstet, sprunghaft, er arbeitet nicht, er hört nicht auf seine Ratgeber, er respektiert nicht die verfassungsmäßigen Spielregeln, er ist unernt, ein Schauspieler: mit einem Wort, er ist unverantwortlich, wahrscheinlich geistig gar nicht zurechnungsfähig. Für den Historiker bedeutsamer sind die sogenannten »Kaisersünden«, die sich nach und nach zu einem Kanon verfestigen. Angefangen hat es mit dem Bestseller des Dr. Liman »Der Kaiser, ein Charakterbild Wilhelm II« (Erste Auflage 1904). Die Liste wurde Jahr für Jahr länger. Einer schrieb immer vom anderen ab und etwas dazu. Von einer Kaiserbeurteilung geht der Trend zu einer Kaiserverurteilung.

Es wird uns nicht schwerfallen, die wichtigsten Punkte der Liste ins Gedächtnis zu rufen. Die deutsch-nationale Geschichtsschreibung hat sie sich zu eigen gemacht. Mit dieser Kautio sind sie über die Geschichtsbücher in das allgemeine Geschichtsbewußtsein eingesickert und haben sich dort unauslöschlich eingefressen. Ich erinnere an die zehn wichtigsten:

1. die Entlassung Bismarcks (das ist das Schlimmste)
2. die Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland
3. der Zick-Zack-Kurs
4. die Krüger-Depesche
5. die »Hunnen-Rede« (und Redenhalten überhaupt)
6. der Vertrag von Björkö
7. die Marokkopolitik
- B. das Daily-Telegraph-Interview
9. der Flottenbau und, last not least,
10. die Schuld am Ausbruch des Krieges.

Es ist hier nicht der Platz, sie eine nach der anderen zu analysieren, so reizvoll das wäre. Die ernsthafte historische Forschung hat inzwischen längst geklärt, daß all diese »Verbrechen« dem Kaiser keineswegs allein anzulasten sind, daß in den meisten Fällen der wahre Tatbestand ein völlig anderer ist als der, der zuungunsten des Kaisers kolportiert wird -, daß die Okkultierung des wahren Tatbestandes - im Fall der Krüger-Depesche zum Beispiel und der Daily-Telegraph-Affaire - bis zur notorischen Geschichtsfälschung geht -, man weiß vor allem auch und wußte es immer, daß alle sogenannten »Fehlleistungen« des Kaisers auch ganz anders, oft zu seinen Gunsten, interpretiert werden könnten. Das ändert nichts an der Situation.

Schaut man etwas näher hin, so muß man feststellen, daß, wenn sich seine Kritiker in dem einig zu sein scheinen, was sie ihm als »Fehler« zum Vorwurf machen, sie sich keineswegs darüber einig sind, was sie sich statt dessen gewünscht hätten. Die Diskrepanz ist hier grotesk, weil sie zwischen absoluten Extremen oszilliert und sich im Grunde aufhebt.

Seltsame Einmütigkeit besteht nur in dem einen Punkt: ihm à tout prix

ein Fehlverhalten nachzuweisen. Das verweist, will ich meinen, auf eine Beurteilungsstruktur, die sein Verhalten nicht aufgrund rationaler Erwägungen, sondern aus Gründen, die tiefer liegen, unter allen Umständen als »Fehlverhalten« wahrnehmen muß.

Jeder Versuch, den Kaiser positiv zu beurteilen, stößt bis heute noch auf einen harten, rational unerklärbaren Widerstand. Das gilt auch für jene Historiker, die das Monopol der Interpretation der deutschen Geschichte für sich in Anspruch nehmen. Wer für den Kaiser ist, disqualifiziert sich. Er ist von den Hohenzollern gekauft, ein Engländer oder ein Dilettant. Das ist nicht von ungefähr. Wir erkennen vielmehr in der Struktur dieser Abwehr drei Stereotypen der Kritik am Kaiser wieder, dem man vorwarf, zu sehr Dynast, zu sehr Engländer und nicht genug »Fachmann« zu sein. Die Struktur der Abwehr des Positiven ist mit der Struktur der Kritik deckungsgleich. Doch das nur nebenbei.

Zusammenfassend können wir sagen, daß sich, je mehr man sich mit dem Verhältnis Kaiser Wilhelms zu seinen Kritikern beschäftigt, der Eindruck verstärkt, hier handelt es sich um etwas ganz anderes als bloße »Kritik«.

Hier wird einem der Prozeß gemacht. Der Kaiser steht unter Anklage. Das Ziel des Prozesses aber ist nicht die Rechtsfindung, sondern seine Verurteilung.

Es geht auch gar nicht um die Person des Kaisers, obwohl man uns gerade das immer glauben machen möchte (und vielleicht selber glaubt). Es geht um die Rechtfertigung der Bismarckschen Reichsgründung. Um den Preis der historischen Wahrheit konstituiert und behauptet sich hier ein nationaler Mythos.

II.

Das »Dossier der Anklage« wurde an dem Tage eröffnet, an dem Kaiser Wilhelm Bismarck, den Reichsgründer, entließ.

Der Hauptvorwurf, das ist die Pointe, der zentrale Punkt der Anklage, die gegen den Kaiser erhoben wird, ist dabei gar nicht einmal, daß er Bismarck entlassen hat, sondern daß er selber kein Bismarck ist. Beeilen wir uns zu sagen, daß es dabei gar nicht um den realen Bismarck geht, um die historische Figur, sondern um ein Ideal, einen fiktiven, einen mythischen Bismarck, der in den Köpfen des deutschen Reichsvolkes und seiner Führungsschicht als absolute Größe, als »Staatsmann« schlechthin, als derjenige, der immer richtig gehandelt hätte, sein unheimliches Wesen trieb. Auf die Frage, wie hätte der Kaiser denn eigentlich handeln sollen (da wo er angeblich falsch gehandelt hat), können wir darum, ohne die Gefahr zu irren, antwor-



Der Kaiser in Doom (Photo Harlingueviolet)

ten: wie Bismarck. Damit kommen wir zum zentralen Problem: Was hat es mit diesem mythischen Bismarck für eine Bewandnis? -

Ich will versuchen, es so zu definieren. Er war die ins Positive verkehrte Projektion der Ängste um die Überlebenschancen des Reiches. Er war für alle die, die in wachsendem Maße das Gefühl haben mußten, daß dieses

Reich, so wie es Bismarck gegründet hatte, nicht von Dauer sein konnte, daß es seit seiner Begründung zum Untergang bestimmt war, die kompensatorische Beschwichtigung, an der alle Hoffnungen festgemacht werden konnten, daß es doch gehen würde - unter der einen Voraussetzung allerdings, daß die übernatürlichen Fähigkeiten des nationalen Heros, der das Reich zu schaffen verstanden hatte, auch weiterhin sein Fortbestehen garantieren würde. Eine phantastische Hypothese!

Man erinnert sich: die preußische Militärmonarchie hatte das Reich in drei Raubzügen auf dem Schlachtfeld gegründet, den großen liberalen Nationalgedanken konfisziert und in einem kleindeutschen nationalen »Machtstaat« eine Herrschaft etabliert, die auf Repression nach innen und auf Drohung nach außen basierte. Zwanzig Jahre Bismarckscher Reichspolitik hatten den Beweis erbracht, daß dies Gebilde aus dem Zustand inneren und äußeren Bedrohtseins nie herauskommen würde. Das Gefühl dafür war für die Befindlichkeit der wilhelminischen Führungsschicht konstitutiv.

Das Paradoxe ist nun, daß gerade das Scheitern des späten Bismarck vor der Aufgabe, das Reich zu konsolidieren, zur Voraussetzung wurde für die Notwendigkeit der Entstehung eines »Bismarck-Mythos«.

Die Entstehungsbedingungen des Reiches wurden zu den Bedingungen der Möglichkeit seines Weiterbestandes verabsolutiert. Als Gewaltstaat gegründet (das war Bismarcks historische Leistung), sollte es, konnte es nur als »Gewaltstaat« weiterexistieren (Repression nach innen, Drohverhalten nach außen). Er - ich spreche jetzt von dem mythischen Bismarck - wurde zum Symbol, zum Garanten für die Perpetuierung der machtstaatlichen Gewaltsamkeit. Ihm fiel die doppelte Funktion zu: die (problematische) Reichsgründung zu legitimieren und die Bedingungen seines (prekären) Überlebens zu sanktionieren.

Die Option für die Gewalt führte zu einer Doktrin (richtigen) politischen Handelns, zur deutschen Vorstellung davon, was »Politik« sei (»Machtpolitik«), die sich mit einem spezifisch deutschen Verständnis von Geschichte unlöslich verknüpfte. Das war die »Vision der deutschen Staatsraison« (Stürmer), zu der auch ein Bild vom (immer richtig handelnden) »Politiker« gehörte. Der mythische Reichsgründer wurde so auch zum Paradigma des »absoluten Politikers«.

Hier stoßen wir auf den harten Kern der Kaiserschelte, auf die letzte Begründung aller Argumente, die bewußt oder unbewußt, jeweils hinter den situationsbedingten Argumenten stehen, die gegen Wilhelm II. ins Treffen geführt werden: Sie sollen den Menschen, die Persönlichkeit, den Charakter treffen; aber es geht um den ersten Repräsentanten des »Reiches«, in dessen Händen jetzt die Verantwortung für das nationale Schicksal liegt, um den Staatschef. Und da zeigt sich: er war (oder ist) kein Politiker, kein Staatsmann in jenem spezifisch Bismarckschen Sinne. Was war er aber

dann? Das Schlimmste, was man sein kann an der Stelle, wo ein »Politiker« hingehört: er war »Idealist«, oder, was noch schlimmer ist, ein »Romantiker«. Als beides wurde der Kaiser teils ironisch, teils aggressiv immer wieder apostrophiert.

Aber das ist noch nicht alles! Dahinter zeichnet sich, für die Kaiserkritik ausschlaggebend, eine andere Abweichung von der Idealvorstellung des »richtigen Politikers« ab: der Kaiser war kein Mann, d. h. kein »richtiger« Mann nach preußisch-deutschen Vorstellungen, ein Mann »harten Willens« (Reventlov), wie ein »Politiker« es sein muß, keine »Kämpfernatur«. Er war nicht entschlossen, nicht brutal genug, »ihm fehlte die Tatkraft, sich durchzusetzen« (Goetz). Mit anderen Worten: er war zu weich, zu weibisch.

Der wichtigste Beweis dafür? Sie dürfen dreimal raten: Seine Friedensliebe! »Guillaume, le pacifique« war das größte Schimpfwort, das ihm ein Harden entgegenschleudem konnte.

So war das negative Bild des Kaisers die Kehrseite der »positiven« - im Bismarck-Mythos sakralisierten - Vorstellungen der deutschen Führungsschicht von den Bedingungen der Möglichkeit, das »Reich« zu retten. Sie dachte nicht in den Kategorien des Friedens, sondern in denen der Gewalt - des Krieges und des Bürgerkrieges.

Das war das Gesetz, nach dem diese »Männer« angetreten waren, die Konsequenz der »verinnerlichten« Gewaltstruktur, die nicht nur das »Reich«, sondern ihre Persönlichkeit strukturierte. »Jede Gesellschaftsordnung schafft sich diejenigen Charaktere, die sie zu ihrem Bestand benötigt« (W Reich).

Wir wissen aber: ihre Vorstellungen von »Politik« waren nicht das Produkt ihrer Stärke, sondern ihrer Angst - der Angst und Schwäche, die sie sich auf keinen Fall eingestehen durften und in der Figur des Kaisers durch üble Nachrede pönalisierten.

Fassen wir zusammen: die Kaiserkritik ist eine Funktion der »Bismarck«-Idolisierung. Je größer Bismarck, umso kleiner der Kaiser.

Die Anklage, die gegen ihn erhoben wurde, lautete: nicht systemkonform im Sinne des Politikverständnisses des »Machtstaates« zu handeln. Das konnte auf keinen Fall toleriert werden.

Die Anklage organisierte sich zur Verfolgung.

Meine erste These lautet: Nur von der inneren Struktur des Bismarckschen Gewaltstaates her kann man den Zugang zum »Rätsel« Wilhelm II. finden, der schließlich sein symbolisches Opfer geworden ist. Ich will versuchen, die Beziehungsstruktur des Kaisers und seiner Kritiker in diese Gewaltstaatsproblematik einzubetten.

Dazu bedarf es einiger Vorbemerkungen zum Thema der Gewalt:

Den Funktionsmodus des »Reichs« hat Max Weber, der Soziologe des Wilhelminismus, in seiner berühmten und berüchtigten Definition des Staates auf den Begriff gebracht: »Der Staat«, sagt er - wir kennen den Satz alle auswendig, sooft haben wir ihn ad nauseam gehört - »ist derjenige Verband, der das Monopol legitimer Gewalt-samkeit in Anspruch nimmt - anders ist er nicht zu definieren«. Und weiter: »Der Appell an die nackte Gewaltsamkeit der Zwangsmittel, nach außen nicht nur, sondern auch nach innen, ist jedem politischen Verband schlechthin wesentlich. Vielmehr: er ist das, was ihn für unsere politische Terminologie zum politischen Verband erst macht.« Lassen wir getrost dahingestellt, inwieweit diese Aussage (deren verbale Gewaltsamkeit in die Augen springt) in ihrer Verallgemeinerung (»jeder politische Verband«) tatsächlich Anspruch auf Gültigkeit erheben kann. Fest steht, daß er für das von Bismarck erschaffene Reich gilt, daß er die exakte Beschreibung der Zustände ist, die Max Weber am eigenen Leibe zu spüren bekommen hat.

So können wir auch, in ihrer Anwendung auf das Wilhelminische Deutschland, die Konsequenzen akzeptieren, die Max Weber aus seiner Theorie zieht: »Gewalt und Bedrohung mit Gewalt gebiert ... nach einem unentrinnbaren Pragma allen Handelns unvermeidlich stets erneute Gewaltsamkeit«. Dieses »Pragma der Gewaltsamkeit« ist die »wissenschaftliche« Kehrseite der Bismarck-Verherrlichung.

Die Frage, die sich nun unausweichlich stellt, ist natürlich die: wie reagieren die Objekte der Herrschaft (der nackten Gewaltsamkeit der Zwangsmittel)? Wo bleibt die dem »Gewaltpragma« zufolge unausbleibliche Gegenreaktion, die von der Gewaltausübung ausgelöste Gewalt? Wie wird die Gewalt erlebt, erfahren, psychisch verarbeitet? Daraufbleibt uns die Webersche Soziologie die Antwort schuldig.

Die Antwort werden wir auch nicht in Berlin finden, im Zentrum der harten Militärmonarchie des Wilhelminischen Reiches, sondern in der weichen, dekadenten Atmosphäre »Kakanien«. Sie kommt nicht von einem preußischen Ordinarius, sondern von dem Angehörigen einer unterdrückten Minderheit, einem Wiener Juden, dem Erfinder der Psychoanalyse.

Während die Max Webersche »Gewalttheorie« auf der »Identifikation mit dem Aggressor« beruht, entsteht die Psychoanalyse als Theorie der subversiven Entlarvung der gesellschaftlich-kulturellen Gewaltstrukturen aufgrund der »Identifikation mit den Opfern«. Die eine verabsolutiert die bewußte Seite der Beziehungen, die andere entdeckt ihre Folgeerscheinungen im Unbewußten. Das ist wichtig. Das ist der entscheidende Unterschied, auf den es uns hier ankommen muß.

Ein wesentlicher Teil der durch Herrschaft aktualisierten Gewalterfahrung, der Reaktionen und Gegenreaktionen, wird nämlich unter den gesellschaftlichen Zwängen in das Unbewußte abgedrängt, verliert aber im Status der Unbewußtheit nichts von seiner intra-psychischen und inter-personellen Dynamik, im Gegenteil: die dort aufgestauten Kräfte determinieren auf eine, man könnte sagen hinterlistige Weise die bewußt erlebten Interaktionsformen.

Die Theorie der »Macht« eines Max Weber weiß nichts davon, weil sie nichts von den Leiden der »Ohnmächtigen« weiß, obwohl sie selbst ein Produkt der Ohnmacht ist. Die Psychoanalyse hingegen thematisiert diese Ohnmacht - ihr originellster Beitrag zum Instrumentarium der Hermeneutik ist die »Empathie«. Nur mit ihrer Hilfe

wird die eigene Ohnmacht erträglich, weil transparent - aber es kommt auch etwas anderes in den Blick, was Weber auch nicht kennt: die »Ohnmacht der Mächtigen«.

Warum erzähle ich Ihnen das alles, das Sie viel besser kennen als ich? Weil beides: die Unterscheidung von bewußt/unbewußt und die Dialektik von Macht und Ohnmacht für unsere weiteren Überlegungen wichtig ist.

Welches ist also die Lage? Wir befinden uns in diesem Zweiten Deutschen Reich, in einer Monarchie, die sich staats- und verfassungsrechtlich nur schwer definieren läßt, das braucht uns aber hier nicht zu bekümmern. Wichtig ist, es gilt unangefochten das monarchische Prinzip, das die staatliche Organisation, die Entscheidungsmechanismen, die sozialen Beziehungen, ja die Produktionsverhältnisse strukturiert. Seine Bejahung ist die Basis des offiziellen (bewußten) Konsensus, seine Internalisierung das eigentliche Ziel der primären und sekundären Sozialisation. Gleichzeitig ist dieser Staat, diese Herrschaftsform im Zeitalter wachsender Demokratisierung, der Anerkennung des autonomen Subjekts, der bürgerlichen Exaltierung des Individuums ihrem Wesen nach ein bizarrer »Anachronismus«.

Die bloße Existenz eines Kaisers, einer »Allerhöchsten Person« als höchstem Repräsentanten der Herrschaft (und der damit verbundenen Gewaltstruktur) verletzt das Selbstwertgefühl aller anderen Individuen. Als »Untertanen« erleben sie den Druck der herrschaftlichen Gewaltordnung als narzißtische Kränkung.

Dazu sofort eine Äußerung von Maximilian Harden, dem prominentesten der Kaiserkritiker, ein »Schlüsselsatz«: »Betont der Monarch das souveräne Ich, so erheben sich Millionen von Einzelegoismen, die sonst durch den Gedanken gebändigt werden, daß wir alle dienen« (Zukunft, 81.1908, geschrieben zwischen Eulenburg- und Daily-Telegraph-Affaire). Harden nimmt da einen Satz von Liman auf, der schon 1904 geschrieben hatte: »Je schärfer sich die Individualität des Monarchen in das Tageslicht stellt, umso schärfer wird auch der Kritizismus unserer Zeit einsetzen. Jedem »Ich« stellt sich mit dem Anspruch aufgleiche Bewertung das andere Ich, jeder Forderung die entgegengesetzte Forderung entgegen, und die absolutistische Neigung beschleunigt und befördert die Demokratisierung« (Liman, 47,13 /14).

(Mit der Demokratisierung, von der Liman spricht, ist es leider nicht weit her. Diejenigen, die klar und eindeutig aus einer antimonarchistischen Oppositionsstellung argumentieren, sind eine verschwindende Minderheit, die wir hier vergessen können.)

Wie also reagiert das gekränkte, gedemütigte »Untertanen-Ich«? Es empört sich und will die Ursache seiner Unterdrückung, die es als unerträgliche Zumutung, als Aggression empfindet, am liebsten beseitigen. (Max Weber: »Ich würde den Kaiser erwürgen, wenn man mich nur an ihn heran-

ließe«/1917). Das ist ihm aber durch die staatliche Organisation und die gesellschaftlich/ gesetzlichen Normen verboten, ein Verbot, das er verinnerlicht hat.

Die zur monarchistischen Loyalität rationalisierte »Identifikation« mit dem Gewaltherrschaftsprinzip ist die Regel, die Norm, das »Normale«. Darauf beruht das Funktionieren des »monarchischen Prinzips«. Man wagt die Abschaffung der »Allerhöchsten Person« nicht nur nicht zu fordern, man ist überhaupt nicht imstande, sie zu denken.

Der »republikanische Tötungswunsch« - die Gewaltreaktion auf die Gewalt - wird also nicht thematisiert, sondern (wie der gegen den Vater) verdrängt. Der Monarch (Gewalthaber) wird im Über-Ich auch zu einer unantastbaren inneren Instanz.

Ein Teil des »Aggressionspotentials« fließt sogar in das Über-Ich ein, das es gegen das eigene Ich verwendet, um ihm dabei zu helfen, die internalisierten gesellschaftlichen Normen aufrecht zu erhalten. Dazu gehört die Abschirmung gegen den Druck der »Tötungswünsche« aus dem Unbewußten, die Erzeugung von Schuld- und Angstgefühlen bei innerer und äußerer »Grenzüberschreitung«, aber auch der Gratifikationsbonus bei gelungener Einpassung in das (Gewalt-)System.

Ein anderer Teil des unbewußt gemachten, verdrängten psychischen Gewaltpotentials wird in das Funktionieren der Institutionen geleitet, anders wäre die Aufrechterhaltung ihrer autoritären Strukturen - Militär, Verwaltung, aber auch im Wissenschaftsbetrieb (die wissenschaftliche Theoriebildung inbegriffen) - gar nicht möglich.

Damit ist aber das Potential der Aggressionen gegen den Aggressor noch keineswegs aus der Welt geschafft! Es staut sich vielmehr ein psychisches Gewaltreservoir in der unbewußten Sphäre der gesellschaftlichen Beziehungen an. Von ihm wird die **Beziehungsstruktur** des Kaisers und seiner Kritiker wesentlich geprägt. Das ist meine zweite These!

Man ist »Monarchist« - bis in die Knochen - aber man leidet unter den Verhältnissen und fixiert seinen Unmut auf ihren höchsten Repräsentanten. Man »meckert« am Kaiser herum, man ist hämisch, mißgünstig. Man will ihn anders als er ist, man sieht ihn anders als er ist. Man »nörgelt«, man »sieht schwarz«. Man weiß es besser als er, man karikiert ihn. Man phantasiert. Kurz: man »beurteilt« ihn so ungünstig, weil man so unglücklich ist.

In einem Staat ohne institutionalisierte »politische« Opposition mit der Möglichkeit direkter Einflußnahme auf die Entscheidungsmechanismen, ist die einzige Möglichkeit der Verwertung des Potentials verdrängter Gegenreaktion gegen Gewalt nach außen das (gesellschaftlich erlaubte) Ausweichen in die verbale, parapolitische, literarische »Kritik« (oder in die Kunst). Das erklärt weitgehend das erstaunliche Phänomen, daß sich die eigentlich bedeutenden kreativen Leistungen des Wilhelminischen

Deutschland in einer von der herrschenden Schicht durch einen fast unüberbrückbaren Abgrund getrennten Gegenkultur entwickelt haben, die sich dann auch »bewußt« in ihrem polemischen Affekt als Zerstörungs- oder zumindest Störungsaktion auf den Gewaltstaat verstanden. Hier ist viel des »unbewußt Gemachten« sichtbar geworden! Die erste, harmlose Stufe der »Kaiserkritik« spielt sich auf dieser Ebene ab. Dazu gehört z. B. ein Phänomen wie der »Simplicissimus«. Ohne jedes politische Konzept, bringt er eine gewisse »Stimmung« des Unbehagens an den Verhältnissen zum Ausdruck.

Zusammenfassend also können wir sagen, die Beziehung »Kaiser und seine Kritiker« ist so strukturiert, daß das, was auf der Ebene der Bewußtheit sich abspielt, durch das beeinträchtigt wird, was aus der Sphäre der uneingestandenen Regungen in sie hineinfunkt. Die Beziehung bekommt dadurch etwas Irrationales. Das »Urteil« ist nie objektiv, kann nie »objektiv« sein. Immer herrscht ein »préjugé-défavorable«. Man ist dem Kaiser gegenüber intolerant.

Das meinte der Historiker Oncken, als er feststellte: »Ein Geschlecht, das das königliche Recht der Individualität so hoch stellt wie nie zuvor, wollte diesem einen gegenüber nicht tolerant sein. Es fühlt sich häufig herausgefordert und so häufig mit Recht herausgefordert, daß es fast verlernte, auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist« (Hermann Oncken, *Der Kaiser und die Nation*, 1913).

Doch alle diese »Kritikaster« - Publizisten, Professoren, Politikaster, die am Kaiser herumörgelten, standen dem Kaiser räumlich und gesellschaftlich fern. Sie nahmen ihn, je nach ihrem sozialen Standort, nur in seinen öffentlichen »Rollen« wahr (ohne sich natürlich klar darüber zu sein, daß sie immer nur die ihnen zugewandte Seite, also nur einen Aspekt des Phänomens wahrnehmen konnten, den sie gleichwohl für das Ganze nahmen).

N

Die für uns interessante Gruppe der Kaiserkritiker rekrutierte sich nicht aus denen, die phantasierten, selber Kaiser oder seine »Ratgeber« zu sein, sondern aus denen, die effektiv oder potentiell seine »Ratgeber« waren. Die unerbittlichsten Kritiker des Kaisers waren die Männer seiner nächsten Umgebung.

Sie schrieben keine Bücher, Pamphlete oder Artikel, sie entwickelten auch keine »wissenschaftlichen« Theorien. Sie schrieben sich, untereinander, vertrauliche Briefe, Tagebücher und Memoiren. Die Allerschlimmsten aber waren die, die überhaupt nicht schrieben.

Nicht auf der Ebene der Argumente (der »Theorien«) war die Verfolgung am perniziösesten, sondern auf der des »acting-out«.

Diese »Kritiker« gehörten der höchsten Führungsschicht des Reiches an. Sie sind mit seinen Institutionen voll identifiziert. Sie stehen auf der Seite des Machthabers und partizipieren an der Gewaltausübung, sie gehören zu den privilegierten Nutznießern des (Gewalt)systems. Aber auch sie sind »Ichs«, die sich »mit dem Anspruch auf gleiche Bewertung« dem »Allerhöchsten Ich« des Souveräns »entgegenstellen« (Liman). Die »absolutistische Neigung« beschleunigt und fördert bei ihnen natürlich nicht die »Demokratisierung«. Die Konfrontation sekretiert vielmehr eine ganz eigentümliche Form von Duplizität der Verhaltensweisen, die an Schizophrenie grenzt, und der man überhaupt nicht mehr handlungstheoretisch, sondern nur noch psycho-analytisch beikommen kann.

Die institutionell abgesicherte »Identifikation mit dem Aggressor«, die zum traditionellen Habitus jeder monarchisch-aristokratischen Herrschaftsform gehört, reicht selbst hier nicht aus, um die durch die »Entmachtung« erzeugten Gegenaggressionen voll zu resorbieren. Ein unbewältigter Rest wird auch hier ins Unbewußte abgedrängt. Und der durch die Verdrängungsleistung ausgelöste Leidensdruck wird dadurch nur größer, daß das Verbot, seine Ursache zu identifizieren, hier quasi absolut ist. Die Beziehungsstruktur zwischen »Kaiser« und »Kritiker« entwickelt auf diesem Niveau ihre eigenen Modalitäten.

Auf der einen Seite finden wir »strikte Loyalität« bis hin zur Überloyalität, die Ergebenheitsbekundung bis zur Unterwürfigkeit, die Respektierung von Protokoll und Zeremonial bis zum Byzantinismus; gleichzeitig - auf der Rückseite davon - Techniken der Hintergehung, die nicht dadurch weniger perfide sind, daß sie unbewußt bleiben. Immer handelt es sich um Handlungen und Reden, die von dem unbewußt gemachten, verdrängten, psychischen Aggressionspotential, der von der Gewalt erzeugten, nicht verarbeiteten Gegengewalt, in einer Weise eingefärbt, modifiziert, ferngesteuert werden, die dem bewußten Tun konträr ist.

Hinter dem Funktionsmodus der Institutionen, hinter der Fassade des Protokolls, hinter den Normen des korrekten Handelns schwelte ein Malaise an der Situation - der eigenen und der »kollektiven«, führungsschichtspezifischen - die aber niemals auf ihre wirklichen Ursachen hin reflektiert wird - und werden kann. Gelegentlich macht sie sich in Stoßseufzern Luft, Blasen, die aus der Tiefe aufsteigen. So wenn der Staatssekretär Tschirschky 1906 ausruft: »Er (der Kaiser) ist das uns auferlegte Kreuz«, oder ein Flügeladjutant unwirsch bemerkt: »Wir leiden eben alle am Kaiser, er hat uns alle entmannt«, (von den Haßinvektiven Holsteins ganz zu schweigen).

Das sind Indikatoren des psychischen Klimas, das in der deutschen Führungsschicht herrschte. In diesem absonderlichen Klima entstehen - man wird sich nicht wundem - die absonderlichsten Verhaltensweisen.

Dazu gehört die Mystifikation. So, um ein Beispiel zu geben, die »Kotze-

Affaire«, in der die Hofgesellschaft, inklusive der Kaiserin und des Kaisers, mit anonymen pornographischen Briefen unter Druck gesetzt wurde. In denselben Zusammenhang gehört aber auch die intrigante Komplizität höchster Würdenträger des Reiches in der »Kladderadatsch-Affaire« und beim »Eulenburg-Skandal«. Von der Beteiligung der nächsten Vertrauten des Kaisers, in erster Linie Billows, bei der Daily-Telegraph-Affaire ganz zu schweigen.

Eine andere Form des gestörten Verhaltens ist der »Übereifer«, die »Überzärtlichkeit« (die der Analytiker kennt) als eine Art der Kompensation der Schuldgefühle, die aus dem Andrängen der Vernichtungswünsche resultiert, aber in einem Exzeß von Umsorgung der »Allerhöchsten Person« unbewußt seine Entmachtung betreibt.

Das erstaunlichste Dokument in dieser Hinsicht ist der Brief, den Graf Eulenburg auf einer Parkbank in Frankfurt/Main dem als Staatssekretär nach Berlin berufenen Bernhard von Bülow überreicht hat. In der Sprache höchster Devotion und Ergebenheit (»Unser lieber Kaiser, mit dem wir es so gut meinen«) wird ein minutiöser Plan entworfen, den Monarchen zu »entmündigen«. Diese Entmündigung wird (zur »Stärkung und Rettung der Monarchie« - versteht sich) zu einem Regierungsprogramm stilisiert.

Wieder anders liegt eine Attitüde, für die Holstein das beste Beispiel ist: die Verweigerung. »Il boude« - er geht nicht zu Hofe - von einer Position partiellen Machtbesitzes aus organisiert er unter der Maske höchster Loyalität zwanzig Jahre lang ein System der Durchkreuzung der kaiserlichen Absichten, - der »Informationssperre«, der Irreführung, der Insubordination. Nach seiner Entlassung grenzt sein Verhalten an Hochverrat.

Ein weiteres besonders interessantes, weil immer wieder diskutiertes Verhaltensmuster in der Beziehungsstruktur »Kaiser und seine Kritiker« auf höchster Ebene ist der Umgang mit den Informationen und gegebenfalls der als Informationsinput in den Entscheidungsmechanismus zu bewertenden eigenen Meinungsäußerung. Das vollzieht sich auf der Ebene der »Rationalisierung«, nach dem Motto: »Der Kaiser verträgt die Wahrheit nicht«, oder »Der Kaiser will keine andere Meinung hören als seine eigene«. Darüber gibt es eine ganze Literatur: ob nämlich der Kaiser, ja oder nein, für andere Meinungen und Informationen, von denen man vermuten konnte, daß sie ihm irgendwie unangenehm waren, zugänglich war. Die Forschung läßt keinen Zweifel darüber, daß er nicht nur offen für Meinungen und Informationen, sondern geradezu begierig danach war. Die »Kritiker« bestreiten das. Wenn man das näher untersucht, stellt sich heraus, daß sie sich mit ihrer Behauptung - die sie weitgehend zu einer Überzeugung internalisiert hatten (bewußt glaubten sie es), der Kaiser sei für die Wahrheit unzugänglich - ein Informationsmonopol sicherten, das sie mit dem unbewußten Ziel der Entmachtung des Kaisers ausübten. Das ging vom Fern-

halten unliebsamer Informanten (Ballin!) über das Vorenthalten von Nachrichten (darin hat Holstein Unglaubliches geleistet) bis zur glatten Falschmeldung und Lüge (dazu gehören die Ereignisse vom November 1918).

Erwähnen wir schließlich, als letztes, eine ganz subtile Form des Umgangs mit dem Kaiser, in der der unbewußte Wunsch, ihn zu beseitigen, in der Sorge um sein Leben zum Ausdruck kommt. Das Dauergemunkel um seinen Gesundheitszustand, sein Ohrenleiden, seine (seltenen) Schwächeanfälle; gewisse Irritationen, ein dem diensttuenden Hofbeamten oder Flügeladjutanten nicht einsichtiges Verhalten - war der Kaiser am Ende geisteskrank? Dann mußte er abgesetzt oder mindestens in Urlaub geschickt werden. Nur im Schutz dieser »Sorge« um die »Allerhöchste Gesundheit«, hat sich das Denken dieser Herren bis zu dem hochverräterischen Gedanken einer Liquidation des Gewaltherrn vorgewagt.

Das mindeste, was man sagen kann: Das Verhalten dieser Führungsschicht zum Kaiser war äußerst sonderbar! Er wird als der lebenswürdige, genialische, aber fürs Regieren untaugliche »Prinz« behandelt, den man ständig vor dem Kontakt mit der rauhen Wirklichkeit schützen muß. Aber dieses Schützen läuft darauf hinaus, ihn aktionsunfähig zu machen, was umso schwerer fällt, als er ausgesprochen aktionslustig war. Es entwickelte sich daraus ein seltsames Spiel, an dem sich alle beteiligten: ihn daran zu hindern, das zu tun, was er für richtig hielt, und ihn zu zwingen, etwas zu tun, was er nicht wollte.

Im Zusammenhang mit unserem Thema, der »Kaiserkritik«, ist nun noch besonders wichtig die Rolle, die in diesem sinistren »Spiel« der Indiskretion zufällt: suffisant, arrogant, malveillant wird der Unmut, der sich offiziell nicht äußern kann, abgelassen in vertraulichen, geheimen Informationen, Anekdoten, die nur halb wahr sind, oft reine Erfindungen, die auf Projektionen beruhen (man kennt die Psychoanalyse des Klatsches). Ebensoviele unbewußte, oft mikroskopische Racheakte.

Aber: das Kaiserbild der Öffentlichkeit wurde systematisch vergiftet durch die gezielten Indiskretionen aus seiner nächsten Umgebung! Von ihnen lebten die Publizisten, Professoren und Politiker, die darauf ihre Kaiserkritik gründeten. Das lief zum Teil sogar ganz offiziell über das Pressebüro des Reichskanzleramtes oder des A.A..

V.

Es ist klar, und das ist meine dritte These, daß ein einzelner, wer auch immer er sei, der im Zentrum eines solchen Feldes kollektiver »Verfolgung« steht, davon affiziert wird. Hier stoßen wir auf das Problem der Ohnmacht des

Mächtigen. Selten hat ein Souverän so unerbittlich die seiner Position inhärente Ohnmacht erfahren müssen. Selten hat einer so sehr gegen seine eigene Natur, seine eigenen Vorlieben, sein eigenes Wollen das Amt ausüben müssen, das ihm jeder neidete.

Diesem hochdifferenzierten, hochsensiblen Fürsten war die unlösbare Aufgabe zugefallen, Kaiser dieses im Grunde schon bankrotten deutschen Reiches zu sein, »Kaiser« gleichwohl einer sich in voller Expansion befindlichen, modernen Industrienation, die zu völlig neuen Formen der gesellschaftlichen und politischen Organisation strebte und streben mußte (»Demokratisierung«). Das ist kein Gegensatz, sondern der fundamentale Widerspruch dieses anachronistischen >Gewaltstaates<. Der Kaiser hat sich von seiner Rolle eine ganz klare, von seinem Standpunkt aus durchaus kohärente Vorstellung gemacht. Er hat diese Rolle mit höchstem Mut und größtem Pflichtbewußtsein unter vollem Einsatz seiner Person zu spielen versucht. Was auch immer er tat, die der Reichsgründung inhärenten Antinomien, man sagt besser Aporien, konnten eine befriedigende Lösung nicht finden.

Des Kaisers Irrtum war es zu glauben, er könne das Unmögliche möglich machen - den Bankrott Bismarcks überspielen, das Reich zu Glanz und Größe führen. Es konnte nicht gelingen. Seine Unsicherheit war kein Charakterzug, vielmehr das Ergebnis der permanenten Verunsicherung, der er ausgesetzt war, letzten Endes der Reflex der konstitutiven Unsicherheit des Staatsgebildes, an dessen Spitze er stand. Keiner hat, wie er, erfahren müssen, daß die Wahrheit der souveränen Entscheidung die Unmöglichkeit ist, die Entscheidung zu fällen.

Kann es also wundernehmen, daß diese »Allerhöchste Person« unter dem Druck der an ihn gestellten Ansprüche und in dem Wunsche, es allen recht zu machen, zum Erfüllungsgehilfen seiner »Kritiker«, d. h. derer wird, die, von ihren unbewußten Wünschen geleitet, eigentlich nur seine »Entmachtung« anstreben? Das ist ein unausbleiblicher mimetischer Vorgang, das Produkt einer Osmose des »Opfers« mit seinen »Verfolgern« - eine >Identifikation mit dem Aggressors im umgekehrten Sinne. Zu den grausamsten Aspekten des Fürstendaseins gehört ja, nicht eine Minute allein gelassen zu werden.

Diese »Anpassung«, die schließlich zur unfreiwilligen Komplizität wird, erfolgt auf vielfältige Weise. Einerseits bläht sich, in der absolut singulären Position, die es einnimmt - angesichts der zur Schau getragenen Unterwürfigkeit - das eigene narzißtische >Ich< auf. Es sahnit gewissermaßen die Allmachts- und Omnipotenzgefühle, die die anderen sich versagen müssen und auf den Souverän übertragen, - projizieren - ab. Seine Größen- und Allmachtsprojektionen stehen stellvertretend für die aller anderen. Dadurch wird er zum echten »Repräsentanten«. Denken wir nur an die Rottenphantasien und die Träume von einer deutschen Weltmachtstellung ...

Das »Kaisersein« wird schließlich selbst ein vom kollektiven Wunschenken getragener Phantasmus, und der Funktionsträger und das Zeremoniell, mit dem er sich umgibt, zu einer Maschinerie, um ihn zu reproduzieren.

Dieser Modus seines Funktionierens als »repräsentative Person« aber ist eine Form der Selbstentfremdung. In dem Maße, in dem er diese Funktion ausübt, ist er nicht mehr er selbst. Es entsteht bei ihm jene »Einsichtslosigkeit der Herrschenden«, »ihre Unfähigkeit, gesellschaftliche Prozesse adäquat zu beurteilen«, die ein Aspekt der »Ohnmacht der Mächtigen« ist.

Der andere entgegengesetzte Modus der »Anpassung« liegt darin, daß die »Allerhöchste Person« durch die »unbewußten Aggressionen«, mit denen sein Unbewußtes auch kommuniziert, sich immer wieder in eine von ihm nicht gewollte Richtung drängen läßt.

Indem er »bona fide« diesen und jenen Rat befolgt, der ihn befähigen soll, seine »Macht« auszuüben, ist er auch immer dem Wunsch preisgegeben, der unbewußt seine »Entmachtung« ansteuert. Willig, korrekt zu handeln, trifft er dann jene Entscheidungen, die immer nur das »Bastardprodukt« von dem sind, was bewußt von ihm gefordert und unbewußt herbeigesehnt, gleichzeitig aber auch befürchtet wird. Das aber ist in diesem Reich die am Bismarck-Mythos festgemachte Hoffnung, die Katastrophe zu verhindern, von der man weiß, daß sie unausweichlich ist. In dem Versuch, dem Kaiser ihr >Gewalt<rezept zu oktroyieren, machen sie ihn unbewußt zur Projektfigur ihrer Ängste. So produzieren sie die >Fehlleistungen, die sie kritisieren, ständig selbst.

Sie sprechen von »Zick-Zack-Kurs« und alterieren sich über die verhängnisvollen Auswirkungen des »persönlichen Regiments«. Dabei ist ihr Wirken die eigentliche Voraussetzung für deren Zustandekommen.

Die sogenannten Fehlleistungen des Kaisers reflektieren also keineswegs seine eigenen intra-psychischen Störungen, sondern sind der getreue Ausdruck der Störungen der inter-personellen Beziehungstruktur, die ihn zum Erfüllungsgehilfen seiner Umgebung macht. Indem er das tut, was man bewußt/unbewußt wünscht, daß er es tut oder nicht tut, geht er immer schon in die Falle. Er nimmt das an sich »Unmachbare« auf die eigene Kappe. Indem er aber »schuldig« wird, entlastet er die anderen von ihrer Angst und Schuld (Krüger Depesche).

Das Merkwürdige ist nun, er tut es in dem stolzen, wenn auch falschen Bewußtsein, das zu tun, was er will. Er, der Allmächtigste, wird so zum Instrument der Ohnmächtigen. Sie rächen sich für ihre Ohnmacht, indem sie ihn zum Exponaten ihrer inneren Unsicherheit machen.

Nun wären all' unsere Ausführungen nicht mehr als ein auf die Gestalt Wilhelm II. bezogener Beitrag zur Soziologie und Psychologie der Herrschaft, wenn wir nicht jetzt den Nachweis dafür zu bringen versuchten, daß

und wie diese spezifisch deutsche Situation der Bedingungsrahmen war, in dem der nationale »Mythos«, als großes Ritual kollektiver Gewalt, seine Ausformung gefunden hat.

Es begann mit der Sakralisierung einer mythischen Bismarckfigur, in der die Ängste beschwichtigt wurden, die in dem dunklen Gefühl wurzelten, daß die Reichsgründung ein historischer Irrtum, das Reich eine Fehlkonstruktion war. Gleichzeitig aber sollte der Schuldige gefunden werden, der für seinen Untergang verantwortlich gemacht werden konnte, von dem man immer schon ahnte, daß er unausweichlich war und durch dessen Opfer alle anderen sich salvierten. Dazu war der Kaiser auserwählt.

Der »Prozeß«, der Kaiser Wilhelm II. gemacht wurde - und das ist meine vierte These -, war der Prozeß seiner Überführung in die Rolle des »Opfers«. In einem geradezu mythischen Sinne wurde er zum Sündenbock einer nationalen Fehlentwicklung gemacht.

~ .

Wenn ich hier den Begriff »Sündenbock« einführe, so will ich über das rein »Redensartliche« hinauskommen. Ich möchte, in durchaus »wissenschaftlicher« Absicht, einen Beitrag der Beurteilung Wilhelm II. leisten, einen Beitrag zur Hermeneutik unserer Geschichtsverständnisses.

Der Terminus »Sündenbock« steht heute im Zentrum einer kultur-anthropologischen Theorie der Genese von Mythen. Entwickelt zu einer »Theorie des Sündenbockmechanismus« (»Sündenbocksyndrom«), stützt sie sich auf Erkenntnisse, die aus der Untersuchung von Material der ethnologischen Feldforschung gewonnen wurden, sich aber auch in der Interpretation des mythischen Gehalts der griechischen Tragödie bewährt haben, besonders des Ödipus-Dramas. Ich stütze mich im folgenden im wesentlichen auf die Arbeiten des französischen Forschers René Girard (der heute in Amerika lehrt), auf dessen Bücher »La violence et le sacré« (1972) und »Le Bouc émissaire« (1982).

Es handelt sich offensichtlich nicht um eine »historische« Kategorie, mit der die Geschichtswissenschaft sofort etwas anfangen kann. Sein heuristischer Wert liegt darin, daß er uns hilft, die mythische Dimension der Geschichte unserem Verständnis zu erschließen, (und ich will ja zu zeigen versuchen, daß im Falle Kaiser Wilhelm II. nationale Mythenbildung eine ausschlaggebende Rolle spielt).

Auch wenn der Gedanke geradezu skandalös erscheinen muß, daß sich mitten im Europa des 19. Jahrhunderts, im Herzen der okzidentalen Hochkultur, im Zeitalter der positiven Wissenschaft, der Entzauberung, und der wachsenden Rationalität, in Deutschland etwas abgespielt haben sollte, das überhaupt nicht begriffen werden, ja überhaupt nicht perzipiert und zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung werden kann ohne die Anwendung der in der Erforschung archaischer und exoti-

scher Kulturen gewonnenen Hypothesen über die Entstehung und Funktion von Mythen, wollen wir gerade dies wagen.

Mythen werden nicht erfunden - sie sind ein Produkt kollektiver Schicksalsbewältigung. »Sinnfindungsszenarien«, die sich nicht in den Köpfen abspielen, sondern in Szene gesetzt werden. »Pas un thème, mais un mécanisme structurant«. Sie sind Teil des Geschehens - der Geschichte selbst.

Im Zentrum steht das Ritual der Tötung des Opfers zur Rettung der Gemeinschaft. Das ist die transkulturelle Grundstruktur des Mythos schlechthin. »La violence collective est une machine à fabriquer des mythes.«

Der Mythos ist die Rechtfertigung und Verschleierung dieses Gewaltaktes zugleich. Das, was ihn vom Handlungsmodell des »Gewaltpragmas« unterscheidet, ist, daß er nicht in der Interaktion bewußter Einzelwillen entsteht, sondern in der Sphäre kollektiver Unbewußtheit wurzelt.

Der »Konsensus« hat seine bewußte und seine unbewußte Seite. Der Mythos ist ein Produkt der unbewußten Seite des Konsensus. -

Der »Sündenbockmechanismus« nun ist ein transkulturelles Interaktionsmodell, das auf dem Zusammenwirken dreier Faktoren beruht:

Erstens: Einer vom ethnischen Kollektiv (Stamm, Volk, Polis) als unerträgliche Angst auslösende, Unsicherheit erzeugende, seine Überlebenschancen bedrohende »Krisensituation«, die als »Kulturkrise« empfunden wird, das heißt als Erschütterung der die normale Ordnung konstituierenden kulturellen Normen.

Zweitens: Einer Projektionsfigur, dem »Opfer«, das für diese Situation verantwortlich gemacht werden kann und von dessen Beseitigung, »Tötung«, das Ende der Krise erhofft wird. Diese rituelle Tötung ist ein Verfahren der Krisenbewältigung, eine magische Form von Krisenmanagement gewissermaßen.

Drittens: Spezifische »Verbrechen«, Untaten, die als Symptom, wenn nicht überhaupt als Ursache der Krise angesehen werden und dem »Opfer« angelastet werden können.

Der Kausalnexus zwischen verunsichernder Krisensituation und dem dafür verantwortlich Gemachten ist kein logischer oder historischer, sondern ein magischer, genau wie der zwischen der »Tötung« des Opfers und der Aufhebung/ Beendigung der Krise.

Der »Sündenbockmechanismus« organisiert sich als System der Verfolgung, dessen wichtigstes Merkmal darin liegt, daß sich die Handlungsmuster, der Diskurs, auf der Achse einer Polarisation zwischen dem Kollektiv und dem designierten Opfer im Zusammenspiel der Akteure entfaltet, ohne daß diese sich dessen bewußt sind. »Le système fonctionnera d'autant mieux qu'on aura moins conscience de sa fonction«. Es wird ein Stück, dessen Szenario genau festliegt, mit verteilten Rollen, von Akteuren gespielt, die es nicht wissen.

Die Gesetze für den Ablauf des Geschehens lassen sich anhand des ethnologischen Materials genau beschreiben. Es wird ein Opfer designiert, dem Verbrechen angelastet werden. Das Opfer ist eine Projektionsfigur. Die Verbrechen sind Projektionen. Das Opfer ist »unschuldig« - die Verfolger glauben an ihre Beschuldigungen.

Beim Opfer muß es sich immer um eine »Ausnahmefigur« handeln, die eine absolute Polarisierung von Gemeinschaft/Volk und frevlerischen »Schuldigen«

erlaubt. (Es kann sich auch um eine Minorität handeln.) Diese »Ausnahmeposition« ist durch eine soziale Marginalität gegeben, ein Abweichen von der »Normalität«, die auf physischen ebenso sehr wie auf sozialen Eigentümlichkeiten beruht. (Es kann der Krüppel, der Bucklige, der Einäugige und Klumpfußige sein - aber genauso gut der Geniale, Überbegabte, der außergewöhnlich Schöne. Es kann die alte, häßliche, warzenbedeckte Vettel, aber auch das besonders attraktive junge Mädchen mit dem Silberblick sein; es kann der Allerärmste sein, der Bettler, der Aussätzige - aber auch der Allerreichste, der »Krösus«.) Es ist der »Fremde« - aber es kann auch derjenige sein, der zwar zum Stamme gehört, der aber über allen steht, in der absoluten Ausnahmeposition: der König.

Der König ist als solcher immer auch schon das designierte Opfer, von dessen ritueller Tötung Wohlstand und Heil der Gemeinschaft abhängig gemacht werden. »Le roi ne régne qu'en vertu de sa mort future; il n'est rien d'autre qu'une victime en instance de sacrifice, un condamné à mort, qui attend son execution«.

Damit rühren wir natürlich an den Ursprung der sakralen Funktion des Königtums überhaupt. Die »Ohmacht des Mächtigen« erscheint hier in einem anderen Licht, als dem der entscheidungstheoretischen, soziologischen, ja selbst psychoanalytischen Interpretationen, in der wir sie gemeinhin sehen. Das »Sakrifizium« ist die Kehrseite der Sakralisation.

Auch der Charakter der »Untaten« ist nicht einer von »normalem Verbrechen« im Sinne eines modernen Strafgesetzbuches; es handelt sich immer um, die Grundnormen der Gesellschaft verletzende, transgressorische Akte (das Repertoire der Stereotypen sind Kindermord, Brunnenvergiftung, Sodomie und Inzest). Sie stehen immer in einem strukturellen wie auch symbolischen »Zusammenhang« mit der Krisensituation.

Der »Sündenbockmechanismus« (als »machine à fabriquer des mythes«) führt also dazu, daß ein unschuldiges Opfer bezichtigt wird, Untaten begangen zu haben, die es in Wirklichkeit nicht nur nicht begangen hat, ja, die vielleicht überhaupt gar nicht stattgefunden haben, sondern die es auch gar nicht hat begehen können, die aber sinnfällig machen, wieso es zu der generellen Krise kommen konnte.

Die »Verfolger« sind (immer) subjektiv von der objektiven Richtigkeit ihrer Anschuldigungen überzeugt, sie »projizieren«. Girard spricht von der »Illusion persécutrice«. Diese kollektive Wahrnehmungsverfälschung vollzieht sich bereits auf der Stufe der Perzeption. Die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu »erkennen«, ist durch die Aktualisierung des »Sündenbockmechanismus« außer Kraft gesetzt. Die Unbewußtheit ist für den Funktionsmodus des Mechanismus konstitutiv.

Ich muß nun noch einen letzten entscheidenden Punkt erwähnen: die Einwilligung des Opfers in seine Rolle. Girard spricht von der »collaboration mimétique des victimes avec leurs borreaux«. Natürlich ist auch sie unbewußt, aber sie gehört zum Ablaufschema der Handlung als eines seiner wichtigsten Momente. »La victime est consentente«.

Mit einem Wort: das Sakrifizium des »Sündenbocks« ist die Bedingung der Möglichkeit für die Wiederherstellung des »Normalzustandes« - die »Aufhebung des Ausnahmezustandes«. Sie vollzieht sich als Akt kollektiver Gewalt, zu dessen Verständnis das »Gewalt-Pragma« nichts beiträgt. Es ist die kollektive Gewalt, die im

Unbewußten der »Ohnmächtigen« aufgestaut ist. Aus ihr speist sich das Ideal der sozialen Ordnung, nicht als Modell einer Herrschaftstechnik, sondern als gemeinschaftsstiftender Mythos. »Souverän« ist nicht der, der die Macht hat, über den Ausnahmezustand zu entscheiden. Das gerade nicht zu können, ist die »Ohnmacht der Mächtigen«. »Souverän« ist, wer die Macht hat, den Normalzustand wiederherzustellen - das ist die »Macht der Ohnmächtigen«.

VII.

Daß der Kaiser irgendwie die Rolle eines Sündenbocks gespielt hat, hat, vor allem nach 1918, manchem gedämmert. Das dunkle Bewußtsein, daß hier »die deutsche Öffentlichkeit ihr böses Gewissen auf einen Mann überbürdet« (Reck-Malleczewen), hat manchen seiner früheren Kritiker zu unerwarteten Eingeständnissen geführt.

Versuchen wir, ihn also als kultur-anthropologisches Phänomen im Sinne des eben geschilderten »Sündenbockmechanismus« zu erfassen.

Das sieht dann etwa so aus: Für den als unausweichlich empfundenen Reichsuntergang, für die permanente innen- und außenpolitische Krise, für die Unregierbarkeit dieses anachronistischen Machtstaates, die in wachsendem Maße als die nationale Existenz bedrohende Kulturkrise erlebt wird, muß der »Sündenbock« gefunden werden. Diese Rolle, ohne zu ahnen, was ihm geschah, fiel Wilhelm II. zu.

Seine »Designation« vollzog sich ganz nach dem Schema. Er war der »Ausnahmemenschen« par excellence. Seine Person und seine Position boten alle Voraussetzungen, um den Sündenbockmechanismus in Funktion zu setzen. Er wies alle Eigenschaften auf, um ihn zum symbolischen »Schuldigen« an der (von ihm ganz unabhängigen, unausweichlichen, vorprogrammierten) »Katastrophe« zu machen.

- Er war sowohl der Mächtigste, der Reichste, der mit allen Gaben Ausgestattete, der schöne Prinz, aber er war auch der Krüppel, der seit seiner Geburt das Stigma physischer Anomalie trug.
- Er war ein »Deutscher« - aber war er nicht vor allem der Sohn der »Engländerin«, nicht überhaupt viel eher ein Engländer als ein Preuße, ein »Fremder«, ein Ausländer? Und war er nicht sogar ein notorischer Judenfreund oder überhaupt selbst Jude? (Es fehlte auch nicht an dem Nachweis dafür [»Semi-Gotha«]).
- Und wie stand es mit seiner Normalität auf sexuellem Gebiet, der in seiner besten Zeit von Homosexuellen »umringt war«, dessen einziger wirklicher Freund und Ratgeber ein notorischer Schwuler war?

Wir wissen: jede dieser »klassischen Stereotypen« für die »designation de la victime« wurde gegen ihn ins Feld geführt.

Nach der »designation« organisiert sich die Verfolgung. Der Intensitätsgrad der Verfolgung ist proportional zur Nähe zum Opfer. Im Zentrum konstituiert sich die »umringende Schar«. Es ist die Schar derer, die über das Opfer herfällt, um es zu töten. (Die Grundfigur kollektiver Gewalt).

Auf unseren Fall bezogen habe ich zu zeigen versucht, daß die Männer, die dem Kaiser aufgrund ihrer Funktionen, aber auch menschlich am nächsten standen, seine »unmittelbare Umgebung«, tatsächlich die eigentlichen Träger und Protagonisten der »Verfolgung« waren. Sie unterlagen der »illusion persécutrice« am stärksten.

Dazu ein Wort: Alle gehörten sie der Generation derer an, die in der Reichsgründung aktiv, und sei es als Leutnants, im 70/71-Feldzug teilgenommen hatten - die sich politisch, sozial und biographisch mit dieser Reichsgründung identifizierten und identifizieren mußten. Sie alle fühlten sich in einer Notlage, aus der herauszukommen es weder innen- noch außenpolitisch ein brauchbares Rezept gab, obwohl sie sich das qua »Bismarckidealisation« weiszumachen versuchten.

Zwischen ihnen und dem Kaiser aktualisierte sich im täglichen Umgang das mörderische Klima eines »Double-bind«: so mußt du sein - so mußt du nicht sein. Auf der Ebene der Bewußtheit waren sie als Exponenten der politischen Klasse sozial und existentiell auf das Gelingen des Kaisertums verpflichtet. Gleichzeitig waren sie unbewußt von der Unmöglichkeit dieses Gelingens durchdrungen. Sie mußten ihn offiziell, institutionell anerkennen. Das angestaute, unbewußt gemachte Aggressionspotential aber floß in die Machinationen ein, die das »Sündenbock«-Syndrom produzierten. Wir erleben, mit den Worten Girards: »une véritable opération de transfert collectif qui s'effectue aux dépens de la victime et qui porte sur les tensions internes, les rancunes, les rivalités, toutes les velléités réciproques d'aggression au sein de la communauté«.

Ihr Wille, loyal zu sein, wurde übertroffen von ihrem Wunsche, sich von ihrer Mitverantwortung zu exkulpieren. Sie suchten ständig nach den Indizien für ein Fehlverhalten dessen, den sie zum Alleinverantwortlichen stilisieren konnten.

Das geht sehr weit - man muß das nur sehen. Die Geschichte der Regierungszeit Wilhelm II. ist gespickt mit Beispielen dafür, daß seine engsten Mitarbeiter Situationen schufen, um den Kaiser »schuldig« zu machen. Man kompromittierte ihn kaltblütig, wenn man ihn nicht direkt in Lebensgefahr brachte. Man ließ ihn glatt ins Messer laufen. Die Krüger-Depesche, die Landung in Tanager, die Zusammenkunft mit dem Zaren in Björki, und last but not least die Daily-Telegraph-Affäre - sind ebenso viele Fälle, in denen man den Kaiser in eine Situation manövriert hatte, die für ihn zu einem Mißerfolg, zu einer Kränkung, zu einer öffentlichen Demütigung führen mußte, die man dann aber sofort als neuen Beweis dafür anführen

konnte, daß er eigentlich unfähig war, »kein Bismarck«. Er beging damit die »Verbrechen«, die die unheilvolle Situation des Reiches »erklärten«.

Aber - das gehört dazu - der Kaiser ist »consentent«. Er spielt mit. Schließlich schreitet das Opfer, im vollsten Gefühl seiner Machtvollkommenheit, zur Autoexekution.

Kommen wir noch einmal auf Bismarck zu sprechen. Als »mythische Projektion« gehörte er komplementär zur Designation des Kaisers als »Sündenbock«. Im Widerspruch zu dem Gesetz der Unbewußtheit des »Mechanismus« als Bedingung seines Funktionierens, als historische Figur, als Akteur der deutschen Geschichte, hat er eine entscheidende Rolle gespielt, um ihn in Gang zu bringen, zunächst wohl in seinem Unbewußten. Wir können vermuten, daß er, sicher als erster, nach dem suchte, den er für das Scheitern seiner Reichsgründung verantwortlich machen konnte.

Die Art und Weise, wie er den jungen Hohenzollernprinzen keineswegs auf sein Amt vorbereitete, sondern ihn systematisch verunsicherte, wie er ihn gegen seine Eltern aufhetzte, mit falschen Informationen fütterte, alles unternahm, um ihn psychisch in seine Botmäßigkeit zu zwingen, ein gefügiges Werkzeug aus ihm zu machen, deutet darauf hin, daß er nur ein Ziel verfolgte: ihn als Werkzeug seiner Rechtfertigungspläne zu mißbrauchen.

Die wahre Größe Bismarcks liegt vielleicht darin, daß er, nachdem er sich persönlich davon überzeugt hatte, daß sein Reich eine Fehlkonstruktion war, den kühnen Entschluß faßte, das Reich aufzulösen. Der alte Condottiere wollte noch einmal einen großen Coup wagen.

Seiner Natur und seinem Stile nach konnte das wieder nur als Gewaltakt vonstatten gehen. Die *mise en scène* wollte er schon selbst übernehmen: Rücksichtslose Repression der Arbeiterklasse, ein Bürgerkrieg, der in einem Blutbad erstickt wird, Panik der Bourgeoisie, Auflösung des Reiches durch die Fürsten. Perfekt! Die Schuld für das Ganze aber sollte den jungen Kaiser treffen. Er war das »designierte Opfer« schon in dieser Phase! Das Szenario für den Ritualmord stand auch bereit: es wurde ihm suggeriert, mit dem Säbel in der Hand auf den Stufen des Thrones zu sterben!

Der junge Mensch, noch ungebrochen, wollte seine Herrschaft nicht als Repräsentant der Gewalt, sondern als Protagonist der Versöhnung beginnen. Er hat die Teilnahme an dem ihm aufgedrängten Szenario »Apocalypse now« verweigert und Bismarck zum Teufel geschickt.

Die Entlassung Bismarcks, die ein Befreiungsakt war, bewirkte, wie wir wissen, das Gegenteil. Kaum im Sachsenwald etabliert, sekretierte der titanische Unhold das durchschlagendere Argument. Das »Verbrechen«, das die Verbindung herstellen muß zwischen Krise und Opfer, mußte skandalös, empörend, eine entscheidende Durchbrechung der gesellschaftlichen und sittlichen Normen, auf denen die Gesellschaft beruhte, sein! Bismarck ließ sich Harden kommen, wie man eine Bravo engagiert, und lancierte die Geschichte mit den »Kinäden«.

Auf diese Weise wurde der Kaiser, ganz in der Logik des Sündenbockmechanismus, tatsächlich des schlimmsten Verstoßes gegen die herrschende gesellschaftliche Moral verdächtigt, dessen ein Mann im Wilhelminischen Deutschland bezichtigt werden konnte: der Homosexualität. Zehn Jahre hat es gebraucht, bis diese Mine hochging.

Die »Verfolgung des Opfers« erreichte ihren ersten Kulminationspunkt in der Novemberkrise 1908, ausgelöst durch die sogenannte Daily-Telegraph-Affaire, hinter der, als der eigentliche Skandal, die Eulenburg-Affaire stand. Beide sind unlösbar miteinander verbunden!

Was geschah »wirklich«?

Es macht sich plötzlich explosionsartig ein genereller diffuser Unmut Luft, der seine Argumente da hernimmt, wo er sie findet, und diese Argumente sind in sich widersprüchlich und heben sich gegenseitig auf. Wir erleben ein Kesseltreiben, eine wilde Hatz, an der sich alle beteiligen und in der es nur um eines geht, einen Mann zu erledigen. Die Produktion des »Mythos« erreichte seinen Höhepunkt.

Nach der Novemberkrise von 1908 war die Novemberkrise von 1918 gewissermaßen nur ein Nachspiel. Man stößt den Kaiserin den Krieg, den er nicht will, man macht ihn für den Krieg verantwortlich, für den er nicht verantwortlich ist. Wir wissen heute, der Krieg war unvermeidlich, er war unausweichlich eingebaut in das durch die Reichsgründung gestörte europäische System, er war der Vollzug des vorprogrammierten, von seinem Begründer selbst schon vorausgesehenen »Untergangs« des Reiches. Es war das Verdienst des Kaisers, ihn dreißig Jahre lang verhindert zu haben. Ein wahrer Katechon. Aber das spielt keine Rolle. Das Ritual der Exekution rollte unerbittlich ab.

Als der immer vorausgeahnte, gefürchtete militärische und moralische Zusammenbruch des Reiches schließlich eintrat, wird das Sacrificium kaltblütig vollzogen. Der Kaiser muß weg. Es wird jetzt klar ausgesprochen; jetzt steht es in der Zeitung: Dieser Mann da, Wilhelm II. von Hohenzollern, muß geopfert werden, damit Deutschland gerettet werde. »Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn das ganze Volk verderbe!« (Joh. 11, 50).

Das »Opfer« wird gar nicht gefragt, es wird hintergangen, belogen und schließlich brutal vor den >fait accompli(einer gegen seinen Willen und ohne seine Zustimmung verkündigten »Abdankung« gestellt. Er will sich wehren, er protestiert, er möchte zu seiner Truppe, er möchte in Ehren sterben - nein, es wird anders bestimmt; seine Koffer werden in einen Sonderzug gestellt und er wird gezwungen, ins neutrale Ausland zu »fliehen«.

Der »Sündenbockmechanismus« wirkte sich bis in die gewählte Todesart aus. Der erste Kaiser war gegen seinen Willen von einer militärischen Junta zum »Kaiser« gemacht worden - der letzte Kaiser wurde gegen seinen Wil-

len von den höchsten Militärs dieses Reiches liquidiert. Es gibt auch viel schlimmere Formen der Exekution als die physische Tötung: Das »Opfer« wurde gezeichnet mit dem Stigma der »Fahnenflucht«. Das war in der Tat im Moralkodex des Soldatenstaates der schlimmste Makel, das unverzeihlichste, absolute Verbrechen.

Der einzige, der 1918 schon seine Stimme erhoben hatte, um den Deutschen zu sagen, daß sie im Kaiser sich selbst kritisierten, daß sie im Grunde mit allem, was sie gegen ihn vorbrachten, nur sich selbst richteten, daß sie auBerstande waren, die wahre Größe dieses Monarchen zu begreifen, die genau in dem lag, was über sein Deutschtum hinausging, Walter Rathenau, wurde mit dem Tode bestraft.

Der »Sündenbockmechanismus« arbeitet weiter. Ein Volk salvierte sich. Es hatte seinen »nationalen Mythos«.

VIII.

So produzierte der »Sündenbockmechanismus« den nationalen Mythos, der auch unser Geschichtsbewußtsein beherrscht. Ein festgefugtes, in sich scheinbar kohärentes Sinndeutungsgefüge der deutschen Geschichte seit 1871. Es hat einen positiven und einen negativen Pol: das positive, ins Gigantische gesteigerte Bismarckbild, und, komplementär, umgekehrt proportional, das Negativbild Kaiser Wilhelm II. Beide sind gleichzeitig entstanden, beide sind unlöslich miteinander verknüpft.

Die Kraft des Mythos - seine Notwendigkeit - liegt ja darin, daß er eine Erklärung des nationalen Mißgeschickes liefert, ohne die wirklich Verantwortlichen zu kompromittieren. Der Mythos entlastet Bismarck (und seine Handlungsgehilfen) von der historischen »Untat« der Reichsgründung und lastet die Verantwortung für die unvermeidlichen Folgen dem Kaiser an. Der Mythos will, daß das Reich nicht deswegen untergegangen ist, weil es ein auf Verbrechen basierender, den wahren Beruf der Deutschen verratender, Europa verunsichernder, skandalöser Gewalttakt war, sondern weil ein unfähiger Monarch es nicht so, wie es ein Bismarck, der »absolute Staatsmann«, gekonnt hätte, geführt hat. Eine grandiose Mystifikation. Um welchen Preis? Den der historischen Wahrheit?

Aber was ist das, die historische Wahrheit? Sie anerkennen, würde heißen, das eigene Fehlverhalten anzuerkennen. Das war unertragbar, so unertragbar wie die Gewalt, die der Kern dieser Wahrheit ist.

Der Mythos, nicht die historische Wahrheit ist die Basis unseres Politikverständnisses, unseres Geschichtsbewußtseins, unseres Nationalgefühls geworden. Der Mythos beherrscht die Geschichtswissenschaft, wird auf den Universitäten verbreitet, steht in den Schulbüchern und sitzt in den Köpfen aller Deutschen fest.

Der Weg - und das ist meine letzte, fünfte These -: zu einer angemessenen Beurteilung Kaiser Wilhelm II. geht über die Demontage dieses Mythos. Ist die Stunde dafür gekommen"

Wir müßten Abschied nehmen von allen vertrauten und lieb gewordenen Stereotypen und Klischees, und das zuzugeben bereit sein, was die Generationen vor uns sich einzugestehen verweigert haben. Wir müßten uns durchringen zu der Erkenntnis, daß die Gründung des Deutschen Reiches durch Bismarck ein Irrtum, ein Fehler, eine Sünde wider den deutschen Geist war. Wir müßten anerkennen, daß Bismarck vor der Aufgabe, das Reich nach innen und außen zu konsolidieren, versagt hat, daß dieses Staatsgebilde im Herzen Europas nicht von Dauer sein konnte, daß es früher oder später an seinen inneren und äußeren Schwierigkeiten zugrundegehen mußte. Das reicht aber noch nicht. Wir müßten uns vor allem von dem Gedanken trennen, daß die Gründung des Reiches notwendig, positiv die beste Lösung des deutschen Problems zu seiner Zeit war. Wir müßten vergessen, es als die große nationale Errungenschaft zu verstehen und es als das sehen lernen, was es war: ein politisches Desaster!

Dieses schmerzliche Eingeständnis, daß der von Bismarck beschrittene Weg der falsche gewesen ist, und darum ins Unheil geführt hat, wird uns vielleicht leichter gemacht, wenn wir uns mit dem Gedanken anfreunden, daß es damals durchaus auch andere Alternativen gegeben hat; eine These, die sich, soviel ich weiß, ein einziger deutscher Historiker zu eigen gemacht hat: Franz Schnabel, »ein Liberaler süddeutsch-demokratischer und zugleich katholischer« Prägung. (Das steht für: nicht deutsch-national, norddeutsch-konservativ und zugleich protestantischer Prägung.) Die richtige Lösung, meint er, dem wahren Beruf des deutschen Volkes angemessen, sei nicht der nationale »Machtstaat«, sondern der fortschreitende Ausbau einer supranationalen europäischen Völkergemeinschaft in Anknüpfung an das alte Reich gewesen, wie sie unter den Zeitgenossen vor allem Constantin Frantz propagiert wurde, eine Lösung, die also nicht auf dem Prinzip der Gewalt, der Repression nach innen und außen, sondern auf dem basierte, wozu Bismarck total unfähig war: auf partnerschaftlichem Verhalten.

Zum Abschied vom Mythos gehört schließlich auch, daß wir das ominöse Denken in den Kategorien der Machtpolitik, der Verabsolutierung des Gewaltpragmas, suspendieren, was umso schwerer fällt, als es - bis heute noch - für ein ganz spezifisch deutsches Politik- und Geschichtsverständnis konstitutiv geblieben ist.

Entstanden im Wilhelminischen Deutschland, als Produkt der »deutschen Wissenschaft«, gibt sie sich als letzte Erkenntnis über den Funktionsmodus der Geschichte aus, ist aber doch nur die Theoretisierung der Entstehungs- und Lebensbedingungen des Bismarckschen Reiches. Zu ihr gehört die seltsame Vorstellung vom »idealen Politiker«, wie sie Max Weber

auf den Begriff gebracht hat. Auch sie gehört zum deutschen Mythos, ist ihr dritter Pol: Neben Bismarck, dem Vater, Wilhelm II., dem Sohn, (der ans Kreuz geschlagen wird) ist Webers »Gewaltpragma« als Dogma des deutschen Geschichts- und Politikverständnisses gewissermaßen der »Heilige Geist« - eine fatale Dreieinigkeit!

Erst nach der Demontage dieses mythischen Konstrukts (seiner Erkenntnis als solches) werden wir in der Lage sein, die angemessenen Kriterien zur Beurteilung der Gestalt Wilhelm II. zu finden.

Wir werden dazu, was schon Oncken forderte, »eine so zusammengesetzte Persönlichkeit, wie unser Kaiser es ist, mit unserem Gesamtempfinden, mit der Welt unserer lebendigen Ideale in Beziehung setzen, wir werden trachten, sie an der Kultur unserer Zeit zu messen und zu bewerten...« »Wobei wir freilich« - ich zitiere immer noch Oncken - »nicht vergessen dürfen, daß wir, auf der Scheide der Zeiten stehend, einen solchen Kulturbegriff einheitlichen Gepräges nicht besitzen. Wir haben eine nach neuen Werten suchende und eine die traditionellen Werte pflegende Kultur, eine zur nächsten individuellen Verfeinerung gesteigerte ästhetische Kultur und eine technisch verwegene und von äußerlichen Erfolgen strotzende Kultur der Mechanisierung des Lebens: von wo sollen wir den absoluten kulturellen Maßstab nehmen, um der Persönlichkeit des Kaisers gerecht zu werden?«

Das ist die Frage. Die einzig angemessene Frage, die man bei der Beurteilung des Kaisers stellen dürfte.

Ich glaube, um »dem Kaiser seinen historischen Rang« zuzuweisen, muß man ihn völlig herausnehmen aus dem System der deutsch-nationalen Geschichtsortodoxie, deren Geisel er bis heute ist, und ihn in die Perspektive einer Betrachtungsweise stellen, die sich für die Geschichte und die Kulturentwicklung Europas unter kultursoziologischen Gesichtspunkten interessiert, in denen die sakralen und ästhetischen Dimensionen des Königtums ernster genommen werden als die zeitgeschichtlichen, in der Erkenntnisse, wie die Norbert Elias', ins Spiel gebracht werden könnten, und in der schließlich auch ein Wilhelm II. in den Genuß dessen kommen würde, was ich den »Benjamin Bonus« nennen möchte, die Einsicht in die tiefe Tragik allen Herrschertums.

Das aber ist ein weites Feld!